

Einleitung beendet. Sie atmet zitternd aus, und mein Dad drückt behutsam ihr Knie, um ihr Mut zu machen.

»Naomi Smith ist in Los Angeles, Kalifornien, ansässig. Sie und ihr Mann, Malcolm Walker Smith, sind Pastorin und Pastor der Resurrection Baptist Church. Sie ist die Mutter dreier wunderschöner junger Frauen – von denen eine nicht mehr unter uns weilt. Keziah Leah Smith, von ihren Freunden Kezi genannt, starb sinnlos durch die Hände genau jener Menschen, die sie eigentlich schützen sollten. Ihr Tod im April, der auf ihre ungerechtfertigte Festnahme bei einer Demonstration für soziale Gerechtigkeit folgte, hat uns bis in die Tiefen unserer Seelen und darüber hinaus erschüttert. Und dennoch ist Naomi mit solch bewundernswerter Würde und Entschlossenheit aufgestanden, sie spricht für so viele Familien, die gezwungen wurden, diesen gefährlichen Weg zu gehen. Heute erhält sie stellvertretend für Kezi den NAPBP Courage Award.«

Mom steht auf und lässt noch einmal langsam die Luft zwischen ihren Lippen entweichen. Dad schaut mit einem aufmunternden Nicken zu ihr hoch und lächelt. Während sie auf die Bühne geht, beginnt das Publikum zu klatschen. Erst langsam, als fürchteten die Menschen, zu viel Lärm zu machen. Aber schon bald stehen alle und klatschen laut in die Hände, während der Vorsitzende die Arme ausbreitet und Mom umfängt, und zwar im perfekten Winkel für die Kameras. Mom nimmt ihren Platz hinter dem Rednerpult ein und lächelt, bis der Applaus endlich verebbt und sich alle wieder setzen. Als sie sich an das Publikum wendet, ist sie nicht mehr Mom. Sie ist die Familiensprecherin. Die erfahrene öffentliche Rednerin. Die geschliffene Predigerin, die sich an ihre hingebungsvolle Gemeinde wendet. Die Würde und Geschwindigkeit, mit der sie in diese Rolle schlüpft, erklärt sich für manch einen nur als gottgewollt.

»Zunächst möchte ich der NAPBP dafür danken, meine Familie und mich heute hierher eingeladen zu haben. Es ist eine große Ehre, unter einigen der am härtesten arbeitenden Menschen unserer Generation zu sein, und ich nehme diese Auszeichnung anstelle meiner Tochter Kezi demütig in Empfang. Gott, s... sie sollte hier sein.« Mom macht eine Pause, um sich zu räuspern.

»Als Kezi zur Welt kam, lächelte sie mich sofort an. Natürlich war sie zahnlos, schreiend und brüllend wie ein kleiner Tornado. Aber als sie ihre ersten Atemzüge auf dieser Seite der Schöpfung tat, hielt sie lange genug inne, um mich anzulächeln, zu glucksen und mich wissen zu lassen, dass sie ihre Mama erkennt. Das war Kezi. Geradeheraus und bereit, alles lautstark hinauszuschreien, selbst als sie noch nicht über die Wörter verfügte. Aber sie nahm genügend wahr, um zu verstehen, dass ich sie auf diese Welt gebracht hatte.

Wenig überraschend wuchs Kezi zu einer Verteidigerin jener Menschen heran, die nicht für sich selbst eintreten können oder die ignoriert werden, wenn sie es tun. Sie machte es zu ihrer Pflicht, für die Übergangenen aufzustehen und lautstark für sie einzutreten. Als sie mir erzählte, dass sie einen YouTube-Kanal erstellt hat, mit dem sie ihren Teil dazu beitragen wolle, gegen die Ungerechtigkeit in diesem Land zu kämpfen, konnte ich sie nur ansehen und nicken. Und ich bin nicht gerade jemand, der oft sprachlos ist, das versichere ich Ihnen.«

Ich schnaube laut auf meinem Platz, und Genny stößt mich unsanft in die Rippen.

»Kezi sagte jedoch oft Dinge, die mich aus dem Konzept brachten. Einfach so fehlten mir plötzlich die Worte, und ich starrte sie nur bewundernd an. Verstehen Sie mich nicht falsch, aber auf irgendeiner Website für Gerechtigkeit zu kämpfen, stellte ich mir nicht gerade leicht vor. Doch wenn es jemand schaffte, dann Kezi. Und sie würde es nicht nur tun, sondern damit auch erfolgreich sein. Und das war sie. Sie hatte Tausende Follower, schrieb beeindruckende Kommentare – und einmal bekam sie sogar die Chance, im Fernsehen zu sprechen. Große Organisationen wie die Ihre würdigten ihre Arbeit.«

Mom nickt dem NAPBP-Vorsitzenden kurz zu. Dann ihrem gebannten Publikum.

»Aber Online-Aktivismus genügte Kezi nicht. Es dauerte nicht lange, und sie wollte in der realen Welt etwas tun, durch die Straßen marschieren, Schilder schwenken und schreien, um gehört zu werden. Und das machte mir Angst. Erschütterte mich zutiefst. Jeden Tag sah ich in den Nachrichten, wie jemand von der Polizei niedergeknüppelt oder angeschossen wurde oder Schlimmeres. Das wollte ich nicht für meine Kinder. Nein ...«

Wieder macht Mom eine Pause, um sich zu räuspern, und ich sehe, wie Dad sich auf seinem Platz aufrichtet.

»Niemand will das«, flüstert sie. Schweigt. Keiner der Anwesenden im Saal wagt auch nur zu atmen. Ich spähe zu Genny – dieser Teil der Rede ist neu.

»Mein Vater verlor seinen Dad, als er noch klein war. Meinem Großvater widerfuhr nie Gerechtigkeit. Er war nur einer von vielen Schwarzen, der im Jim-Crow-Süden den Geheimnissen der Nacht zum Opfer fiel. Aber wenigstens weilte er lange genug auf dieser Erde, um sich zu verlieben. Eine Familie zu gründen. Sich selbst ein bisschen kennenzulernen. Mei... meiner Tochter war das nicht vergönnt.«

Die vergangenen Monate waren für Mom ein einziger andauernder Auftritt gewesen. Wie in einer Endlosschleife hatte sie immer wieder denselben Text abgespult. Aber das bedeutete lediglich, dass sie großartig war. Du konntest sie fragen, was du wolltest, sie hatte die Antwort parat und wusste, wie die Show endete. Donnernder Applaus. Tränengefüllte Augen. Lautes Schniefen.

Meine Mutter ist die geborene Rednerin, die ein Publikum in den Bann schlägt, es bis vor die Tür unseres Schmerzes und dann wieder hinfortführt, weiter weg von dem, was wir erlebt haben, und näher zum Versprechen der Hoffnung. Bis zu dem Tag, an dem solche Dinge nicht mehr passieren würden. Sie ist verdammt gut darin geworden, für sich persönlich eine Distanz zu diesen Augenblicken aufzubauen. Letztlich spielt sie eine Rolle, ihre echte Trauer liegt zusammengefaltet in einer kleinen Schachtel und wird nur in der Privatheit ihres Zuhauses hervorgeholt. Wird zusammen mit einer Flasche Wein entkorkt. Das bekommen die Menschen nie zu sehen.

Bis heute. Bis zu diesem Moment.

Es ist totenstill im Saal, während meine Mutter trauert. Die sonst so undurchdringliche Barriere zwischen ihrem gebrochenen Herzen und der Öffentlichkeit zerspringt in Millionen Splitter. Ich spüre das Stechen in meinen Augen.

»Mein Baby«, keucht sie. »Kezi.«

Ein Jammerlaut entweicht ihren Lippen, genauso tief und melancholisch wie das Meer. Mir ist plötzlich heiß, das Blut schießt durch meine Adern, aber leider nicht annähernd schnell genug zu meinem Gehirn, als dass es mir sagen könnte, was ich tun soll. Denn irgendetwas muss ich tun. Genny wirkt betroffen, weiß auch nicht, wie sie reagieren soll. Ihre Finger finden das lockere Gummiband, das sie stets am rechten Handgelenk trägt. Sie lässt es fest gegen ihre Haut flitschen. Wieder und wieder. Immer wieder. Röte kriecht ihren Arm hinauf.

Ich frage mich, wie übel zugerichtet Kezi wohl war, als sie starb. Wie lange sie schrie, bevor ihre Kehle brannte und sie nicht mehr konnte. Falls sie überhaupt schrie. Aber ich kann nicht lange darüber nachdenken. Das Grübeln nimmt mich mit dorthin, wo sie in einer Flamme der Qual vergeht, wieder und wieder.

Das Schlimmste, was meiner Familie je passieren konnte, ist eingetreten, vor genau hundert Tagen. Seither hat jeder Tag einen weiteren Backstein auf unsere Rücken geladen, ein weiteres Glied zu der Eisenkette hinzugefügt, die uns durch Blut und Feuer vereint. Politiker machen immer Versprechungen, was sie während der ersten hundert Tage im Amt alles umsetzen wollen. Aber niemand spricht über die ersten hundert Tage nach einem Todesfall. Wie du immer noch damit rechnest, dass deine Schwester jeden Moment ihre Lehrbücher auf den Küchentisch knallt. Wie deine Nase immer noch erwartet, die Avocado-Honig-Haarpackung zu riechen, die sie einwirken ließ, während sie am Wochenende Videos bearbeitete. Ein Schrein. Eine Krypta.

Sie kann nicht tot sein.

Über sie in der Vergangenheitsform zu sprechen, fühlt sich auf meiner Zunge immer noch merkwürdig an.

Und wenn ich einfach die Augen schließe ...

Aber wir sind nach wie vor hier.

Mein Dad ist ein muskulöser, schweigsamer Typ. Er hält sich lieber im Hintergrund und lässt meine Mom die gemeinsame Stimme sein. Heute funktioniert das jedoch nicht. Nicht wenn sie vor Hunderten von Menschen steht und jeden Moment zusammenzubrechen droht. Vor Erschöpfung. Vor Verzweiflung. Denn selbst wenn die Welt von nun an perfekt wäre, wenn all ihre Reden und Interviews dafür sorgen würden, dass nicht ein einziger weiterer Tropfen in die Flüsse und Seen des Blutes Unschuldiger fällt, wird Kezi weiterhin tot sein.

Also zieht Dad die Aufmerksamkeit auf sich. Er springt von seinem Stuhl hoch und ruft seiner Frau zu: »Es ist in Ordnung, Mimi.«

Er braucht nicht lange, bis er bei ihr ist, seine kräftigen Arme um ihren zitternden Körper legt. Um den einzigen Menschen in seinem Leben, der weiß, wie es sich anfühlt, wenn ein Teil deines menschlichen Vermächtnisses ausgelöscht wurde. Genny, die Aufmerksamkeit normalerweise scheut, marschiert ebenfalls zielstrebig zur Bühne. Um das Rückgrat ihrer Familie zu verstärken.

Ich weiß, was ich jetzt tun sollte. Ich muss nicht nach rechts oder links oder hinter mich schauen, um zu erkennen, was diese Menschen von mir erwarten: dass ich zu meiner Familie gehe und unseren gemeinsamen Kummer teile. Mithilfe, uns gegenseitig zu stützen. Aber nur eine hauchdünne Wand trennt meine schmerzende Traurigkeit von der Maske der Gefasstheit, die ich trage.

Also kann ich es nicht. Ich kann meinen Beitrag nicht leisten.

Ich stehe ebenfalls auf. Genny schaut mich an. Und als ich meiner ältesten Schwester und meinen Eltern auf der Bühne den Rücken zuwende, mich durch den Gang schleppe, langsam genug, dass jedes entsetzte Gesicht klar und menschlich bleibt, weiß ich, dass mir ihre Blicke folgen.

So bin ich nun mal. Verkrieche mich.

Ich stürme durch die Doppeltür.

Ich laufe weg.

KAPITEL 2

KEZI

MONTAG, 16. APRIL – 1 TAG VOR DER FESTNAHME
LOS ANGELES, KALIFORNIEN

Ich musste gestorben und in der Hölle gelandet sein.

Ganz sicher.

Warum sonst zwang mich das nervtötende Geplärre meines Weckers aufzuwachen? Um halb sechs. Morgens! Es war Mitte April in meinem letzten Jahr an der Highschool. Ich sollte wie alle Seniors im Abschlussjahr an einer mysteriösen, aber äußerst akuten Unlust erkranken, die nur durch Ausschlafen kuriert werden konnte. Und ich? Lag da und murmelte meinen morgendlichen Countdown vor mich hin.

»Acht ... sieben ... sechs ... fünf ... vier ... vier ... vier ... drei ... nein, bitte nicht ... zwei ... EINS!«

Ich riss mir die Decke vom Gesicht und sprang aus dem Bett, bevor meine ultrabequeme Matratze und die flauschigen Kissen mich wieder in ihr warmes Nest zurücklocken konnten.

Bumm, bumm, bumm.

Verständlich. Ich schlurfte hinüber zu der Wand, hinter der das Zimmer meiner jüngeren Schwester Happi lag, und klopfte zweimal. Zwei Silben. *Sor-ry*. (Dafür, dass ich so laut gezählt und dich aufgeweckt habe, weil ich mich selbst wecken wollte.)

Stille.

Ich zog mir dicke, warme Kniestrümpfe an und tapste zu meinem Schreibtisch hinüber. Am Abend zuvor hatte ich hier noch an meinen Geschichtshausaufgaben gegessen. Ich belegte freiwillig einen Advanced-Placement-Kurs zur US-amerikanischen Geschichte, einen Kurs auf College-Niveau, mit dem ich im besten Fall auch jetzt schon Credit Points fürs College sammeln konnte. Auf dem zugeklappten Laptop lagen fein säuberlich beschriftete Seiten, denn Mr Bamhauer, mein Lehrer in diesem Kurs – der mich vermutlich genauso an Fräulein Knüppelkuh erinnerte wie ich ihn an die altkluge Matilda –, war ein Fan altmodischer Arbeitsweisen. Er verlangte,